Aus deutschen Feldpostbriefen.

In der Scheune.

Den Pauw, 17. Oktober.

Darum wird der Mensch eigentlich nicht mit Reithosen geboren? Das ist eine ganz berechtigte Frage, täglich an die Natur von neuem gestellt. Man zieht sie ja doch nicht aus. Und durch viele Tage und Wochen wachsen sie dem Kavalleristen an, wie seinem Pferd der dicke Pelz in diesen schon recht kalten Oktobertagen. Auf dem Stroh hinter dem Pferd zur Nacht in der Scheune: das ist sowohl das Sicherste, als das Sauberste und — wahrhaftig! — das Traulichste. Hoch ins Dunkel geht der Raum der Scheune. Es duftet scharf und rein von dem gestapelten Stroh. Jede Lampe ist gelöscht. Offizier und Mannschaft horchen noch auf das einschläfernde, beruhigende Geräusch, das fressende Pferde machen. Sie schnauben leise in den sich wärmenden Hafer in den Freßbeuteln und malmen und malmen ohne Unterlaß. Ab und zu ein kurzes Stampfen auf dem dumpf hallenden Stroh; ab und zu ein leises Knistern in der Lagerstatt der Leute; ab und zu ein längerer, ausruhender Athemzug; dann ist alles still. Die Pferde legen sich mit einem wohligen Grunzen und rühren sich für Stunden nicht. Die Mannschaft, für Sensationen dieser Art schon abgestumpft, schläft wie von Blei umgossen. Aber die Phantasie des Offiziers läßt ihn nicht schlafen. Nicht so bald, und trotzdem er wohl möchte. Seltsam: ich denke fast nie zurück, zu Freund und Freundin, zu Vater und Geschwistern, zu Heimath und Haus. Das ist alles in so guter Hut; das ist alles in einer selbstverständlichen Sicherheit. Aber ich denke an die Patrouille, die weit draußen ist am Feind im nächtlich Unbekannten und Ungewissen, ich denke an die Pferde, die heute zu den Infanterie-Vorposten abgegeben werden mußten: ob man ihnen und den Reitern nicht zu viel abverlangt. Denn die Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der Kavallerie im Patrouillenreiten, im Vorpostendienst, im Ueberbringen von Meldungen, im Hin und Her scheint bei der Infanterie bis zur Unbegrenztheit zu gehen. Und ich habe an Pferdematerial nicht das beste. Bauernpferde, vielfach nicht unedel, aber doch ganz untrainirt, vielfach aus Acker und Pflug unmittelbar auf die Straße und unter den Mann genommen. Noch am letzten Tage vor dem Abtransport nach der Grenze hob ich ein Dutzend edler Pferde aus, die größtentheils noch nie einen Reiter getragen hatten. Heute gehen sie wie die alten. Lange Märsche sind gute Lehrmeister für neue Pferde. Aber der Vorpostenkommandeur weiß nichts von meiner Sorge.

Ich denke an den Feind. Werden wir ihn fassen?

Es ist drei Uhr nachts. Es klopft energisch an die Scheune. „Herr Rittmeister!" — „Ja! Wer?" — „Wachtmeister mit Befehl von der Division." Das Scheunenthor rollt zurück, im dunkelblauen Spalt steht, die Laterne auf der Brust, die stämmige Gestalt eines Mannes, der nicht weiß, was Müdigkeit ist. Er tritt herein. Die Dragoner rücken zur Seite. Neben mir kniet er hin, und während er den Befehl verliest, beginnend mit den letzten von meinen Patrouillen überbrachten Nachrichten vom Feind, suche ich auf der Karte die vielen nie gehörten Namen, die zu dem morgigen Gebiet der Aufklärung und der Operationen gehören. Dann erfolgt mein Befehl für die Eskadron, den der Wachtmeister sich erhebend wie selbstverständlich wiederholt. Ein Sporenzusammenschlagen: Der blaue Spalt schließt sich. Das Dunkel des Raums steht wie neuem in ungewisser Höhe über mir.

Dann kommt der Schlaf, denn alles ist nun durchdacht, die Zeit des Ausrückens bestimmt; es sind noch drei gute Stunden. Die werden wahrgenommen.

Aber noch einmal erwache ich. Und ein unerhörtes Bild, vom hellsten bis zum rußigsten Braun Rembrandtischer Farbenspielend, steht vor mir. Die Dragoner tränken. Ein flacher Bottich steht im hohen Stroh, gesenkte Pferdeköpfe verharren darin und gestreckte Hälse ziehen ruhig, lange, lange das Wasser aus dem Gefäß. Geduldig und wie vor einem heiligen Geschehen stehen die Männer. Der eine ist ganz im Licht, der andere ist ganz ein Schatten. Und es ist wieder einmal wahr geworden, daß uns die einfachste Handlung am meisten ergreift. Dieses Tränken der Pferde: da war kein Krieg mehr, nicht Freund noch Feind, nicht Fremde noch Heimath — da waren diese Pferde, die tränken, da waren diese Männer, die sie tränkten.

Der Morgen kam. Satteln, Aufsitzen, Marsch. Dem Feinde entgegen.

R. G. Binding,

Die Artilleriekämpfe vor Lemberg.

Bei der Leiche des am 30. September vor Lemberg gefallenen Artillerie-Leutnants Mizol fand sich folgender Feldbrief, der Zeugnis giebt von der heldenmüthigen Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Artillerie.

Ein schweres Haubitz-Regiment wurde beordert, feldmäßige Batteriestände zu bauen, um die in ungeheurer Uebermacht nachdrängenden Russen aufzuhalten. Tag und Nacht arbeitete man an den Stellungen und Verbindungsgräben, die Leute — zumeist Ungarn und ein kleiner Theil Oberösterreicher und Salzburger — gönnten sich höchstens fünf Stunden Schlaf. Es war eine Freude zu sehen, wie die braven Kerle wetteiferten, um ihre Geschützstände so schnell und so stark als nur möglich fertig zu bauen. Fortwährend ging Infanterie vor, dann ein Theil des 4. Tiroler Kaiserjäger-Regiments und etliche Feldjäger-Bataillone. Ununterbrochen schallten frohe Zurufe. Auch die von den Russen so gefürchtete ungarische Honved rückte vor; da gab's noch manchen Händedruck, den letzten vielleicht, aber nirgends sah man ein trauriges Gesicht. In aller Augen leuchtete die Kampffreude. Bis zum 6. ging das so, dann kamen die Regimenter langsam zurück, die aus strategischen Gründen ihre Stellungen räumen mußten.

Inzwischen hatten wir am rechten Flügel die Geschütze armirt, während am linken Flügel noch fortgebaut wurde, als die Russen schon mit Ungestüm nachdrängten. Ein Jäger-Bataillon wollte sich ihnen dort entgegenwerfen, aber die Uebermacht war zu groß. Auch am linken Flügel treten jetzt die Geschütze in Aktion. Die Kartätschen sausen über die Ebene wie der Sturmwind, der alles mit sich reißt. Eine russische Feldbatterie will sich links aufstellen, aber kaum ist sie in Stellung, so fliegen auch schon zwei Protzen, von unseren Granaten getroffen, in die Luft. Die Russen müssen zurück, zwei ihrer Geschütze bleiben am Platz. Wo sich eine feindliche Batterie aufstellt, wird sie in den nächsten paar Minuten vertrieben. Die Zahl der Todten und Verwundeten nimmt schrecklich zu, immer deutlicher hört man in den Schußpausen das Stöhnen der Schwerverletzten. Gegen 10 Uhr Abends wird es ruhiger, aber eine Stunde später greift uns die russische Infanterie an. Unsere Fußtruppen und die Artillerie-Reserve treiben sie zurück, aber eine Kompagnie des 246. Infanterie-Regiments ist es gelungen, in die noch nicht ganz ausgebaute linke Flügel-Batterie einzudringen. Leicht soll ihnen die Arbeit nicht werden. Rasch sammelt der Hauptmann einen Zug der Arbeitsabtheilung und stürzt sich mit gezogenem Säbel voran auf den Feind. Nur mit den scharf geschliffenen Spaten bewaffnet, hauen die Artilleristen auf die Russen ein und werfen sie trotz fünffacher Uebermacht aus dem Graben; sechzig Mann sind gefangen, von den übrigen die meisten todt oder verwundet.

Der linke Flügel wird armirt, und am Morgen des 8. geht der Tanz von neuem los. Wieder geht unsere Infanterie vor, aber die Uebermacht ist zu groß; die Russen drängen nach und werden von uns mit einem fürchterlichen Schrapnellfeuer empfangen. Unser Hauptmann sagt: „Kinder, Munition haben wir genug! Wir weichen nicht, und wenn unsere Batterie eine Batterie der Todten wird!"

Fast wäre es wahr geworden mit der „Batterie der Todten"!

Den ganzen Tag über tobt der Kampf; die Russen erleiden entsetzliche Verluste, aber sie jagen immer wieder vor, gehen zurück und gleich stürmt eine andere Division. Eine, zwei, drei, ja sechs Batterien fahren auf, unsere Granaten dezimiren sie, machen sie unbrauchbar. Knapp hinter uns oder vorne an der Brustwehr schlagen die feindlichen Geschosse ein, Erdstücke und Rasenfetzen und faustgroße Steine fliegen herum. Wie Erdarbeiter sehen unsere Artilleristen aus; die meisten bluten an den Händen, vielen fließt Blut aus den Ohren. Dann wieder ein Pfeifen über uns, fünf, sechs Schrapnells explodiren und sausen über unsere Köpfe hinweg. Der erste russische Volltreffer reißt einen Theil der Scharte nieder und die große Granate zertrümmert das rechte Rad der Haubitze; schnell wird ein anderes aufgezogen, aber die russische Artillerie ist jetzt auf acht bis zehn Batterien angewachsen und vielleicht sechzig Geschütze donnern uns entgegen. Die vierte von unseren Batterien geht auf höheren Befehl zurück, dann auch die dritte, und mit nur acht Geschützen wird der ungleiche Kampf fortgesetzt.

Der Granathagel nimmt immer mehr zu, zwei und drei Granaten schlagen zur gleichen Zeit in die Brustwehr ein. Immer mehr Leute fallen, von den Offizieren sind alle todt oder verwundet, bis auf den Hauptmann und mich. Den ersten Zug kommandirt ein Zugführer; seelenruhig sieht der junge hübsche Mensch in dem furchtbaren Geschoßhagel die erhaltenen Befehle weiter, laut und deutlich hört man seine Kommandorufe. Unter der Bedienungsmannschaft befinden sich bereits alle Chargengrade bis zum Offiziersdiener herunter. Wie einer fällt, springt ein Reservemann, ohne erst den Befehl abzuwarten, in die Bresche und führt die Arbeit weiter, bis er auch zu Boden sinkt.

Nun geht auch die zweite Batterie zurück, nur mehr vier Geschütze bleiben am Platz. Das erste Geschütz feuert, und einen Augenblick darauf fliegt eine russische Granate durch die zerschossene Brustwehr und explodirt an der Lafette. Mit einem gewaltigen Schwung saust das Rohr nach rückwärts. Etwa sechs Kilometer von uns entfernt taucht rechts eine russische Munitionskolonne auf. Wir beschießen sie, nach dem dritten Schuß fliegt ein Wagen in die Luft, ein anderer brennt. Den Russen scheinen die Granaten auszugehen, um so ärger aber pfeifen ihre Schrapnells. Nur vier Batterien sind noch in Aktion.

Unser Hauptmann feuert die todtmüden Leute an, nur noch kurze Zeit auszuharren: „Die Infanterie wird wieder vorgehen. Wir bringen eine Batterie nach der anderen zum Schweigen! Haltet Euch, Kameraden! Die Russen sollen sehen, daß die österreichischen Artilleristen keine Franzosen sind. Wir nehmen's auch mit der zehnfachen Uebermacht auf!"

Dann kommt der Befehl zum Rückzug. Es war zu spät. Von den Geschützen ist keines mehr transportfähig, die Mannschaft reicht kaum mehr aus, um zwei zu bedienen. Nun fällt auch der Hauptmann, gleich darauf der Zugführer. Beide in die Brust getroffen. . . .

Von der ganzen Batterie bleiben ich, ein Vormeister und vier Kanoniere, obwohl verwundet, noch marschfähig. Aber zum Schweigen hat man unsere Batterie nicht gebracht. Am nächsten Tag wollten die Russen ein Geschütz mit einem zerbrochenen Rad abführen, doch die vom 4. Tiroler Kaiserjäger-Regiment jagten's ihnen wieder ab. Und heute wird wohl ein großer Theil dieser Braven schon für immer in der kühlen Erde ruhen und schlafen. Sie waren alle Helden. . . .

Patrouillenritte.

Liebe Mutter! . . . Ich kann Dir heute Gott sei Dank berichten, daß ich wohl und unverwundet bin. Es ist das nämlich ein kleines Wunder. Gestern erhielt ich — wir sind in der Gegend nördlich von Lille — eine Patrouille zur Aufklärung. Es ist hier vollkommen ebenes Gelände, in dem sich eine Unmenge kleinerer oder größerer Bauernhöfe befinden, und das ganze Land ist in kleine Weideplätze abgetheilt, die des Viehs wegen rings mit starkem Stacheldraht umgeben sind. Außerdem sind längs der Wege und auch durch das Land hindurch tiefe Gräben gezogen. Es ist also für eine Patrouille das gemeinste Gelände, das man sich nur denken kann. In dieser Gegend also ritt ich mit nur acht Mann los, und schon nach einer halben Stunde, es war 6.30 Vormittags, erhielten wir von einer englischen Offiziers-Patrouille von etwa 20 Mann Feuer. Dies genirte uns zwar wenig, da sie nur mit Revolvern schossen, und wir ritten etwas seitwärts weiter. Jetzt hieß es die Augen aufmachen. Da sich auf den „fermes" noch viele Zivilisten befinden, die sich immer auf dem Lande zu thun machen, so ist man nie sicher, ob man nicht in ihnen auch einen Feind zu vermuthen hat; denn unsere hiesigen Gegner geniren sich nicht, Zivilkleidung anzulegen und einen dann hinterrücks niederzuknallen. Wir sahen nun auf dem Felde auch wieder zwei solche Gesellen, von denen einer bei unserem Herankommen nach einer benachbarten Dornenhecke lief. Während nun ein Mann, mein liebster Patrouillenreiter, ein Prachtkerl und unerschrockener Bursch, sich dem anderen näherte und ihn anrief, machte mich ein Mann auf einen Strohhaufen aufmerksam, der etwa 50 Meter entfernt war; unter ihm stand ein eiserner Wagen. Durch mein Glas erkenne ich ein Maschinengewehr. Vor und hinter uns lag das freie Feld in einer Ausdehnung von etwa 500 Meter, wo wir also ständig beschossen werden konnten; bei einem Maschinengewehr also der sichere Tod. Der Kerl, mit dem der Patrouillenreiter sprechen wollte, gab plötzlich auf zehn Meter aus einem Karabiner einen Schuß ab. Wir warfen unsere Pferde herum und mußten die 500 Meter im Galopp im feindlichen Feuer zurücklegen, denn im gleichen Moment knallten etwa 100 Gewehre, da wir dicht vor der feindlichen Schützenlinie waren. Als wir wieder in Deckung waren und ich mir die Strecke betrachtete, war kein Mann und kein Roß verwundet.

Nun konnte ich angeben, wo der Feind Stellung genommen hatte, welche Front u. s. w. Wir ruhten uns etwas aus und versuchten dann nochmals vorzugehen, um den Flügel festzustellen. Während wir vorritten, näherte sich uns eine feindliche Kavallerie-Patrouille von 20 Reitern; ich hatte nur noch drei Mann, aber Lanzen. Ich ließ die Lanzen fällen und wollte angreifen. Da rissen die feigen Brüder aus. So gern ich nun auch mir eins der schönen englischen Pferde geholt hätte, so blieb ich doch vorsichtig und wandte eine andere Taktik an. Wir hielten an, die anderen auch; wir guckten uns gegenseitig an, dann rissen wir aus. Nach etwa 1½ Kilometer wieder Halt; die Engländer kamen zögernd nach. Nun waren wir aber in der Nähe unserer Infanterie-Vorposten, und da bat ich den Leutnant, eine Gruppe vorkriechen zu lassen, und die Patrouille abzuschießen, ich selbst wollte sie ihm vor den Lauf bringen.

Und nun begann ein Reiterspiel. Wir tänzelten vor, die anderen zurück, und so hin und her, bis sie in gute Schußweite kamen. Da rissen wir aus, die Engländer uns nach, und unsere Infanteristen schossen, aber leider zu früh; denn mit ihren guten Rossen konnten die Kerle fein davonlaufen, und nur ein Reiter fiel. Jetzt war die Reihe wieder an uns. Wir nahmen dem Todten sein Erkennungszeichen ab und ritten dann nach, um den ledigen Gaul zu fangen. Da machte mich einer der Leute darauf aufmerksam, daß in der Nähe sechs Pferde ständen. Ich beobachte, sehe eine Protze und im gleichen Augenblick ertönt ein Donner direkt vor uns; wir waren auf 200 Meter an englische Artillerie herangekommen. Nun hieß es wieder Galopp kehrt. Sechs Schüsse Granaten und Schrapnells flogen hinter uns her, schlugen auch vor uns ein, aber kein Treffer. In kurzem waren wir in Sicherheit. Nun ritt ich selbst mit meiner sehr wichtigen Meldung über die Stellung der feindlichen Artillerie zur Division. Dort war man sehr erfreut und belobte mich und meine Leute ganz außerordentlich. Jetzt ist man endlich auch mal auf uns Reserve-Dragoner aufmerksam geworden.

Der Tag war gut vorüber. Ich legte mich früh aufs Stroh, da wurde ich Nachts 1 Uhr wieder geweckt, und mir wurde mitgetheilt, ich solle wieder mit den gleichen Leuten in dasselbe Gelände Patrouille reiten. Wir ritten los und waren bei Dämmerung am Feinde. Schon aus dem ersten Gehöft erhielt ich Feuer. Nach kurzer Zeit wurden Ziegel aus den Dächern verschiedener Häuser gebrochen. Wir mußten feststellen, ob es Infanterie oder Kavallerie war, und deshalb in den Rücken des Feindes kommen. Durch eine Hintenkamen wir durch und ritten entlang auf einem großen Felde, das wieder mit Draht und Gräben gespickt war. Da sahen wir einen Engländer etwa 400 Meter vor uns herkrabeln. Als ich beobachtete, wo er hingeritten und wo er hergekommen war, erhielten wir plötzlich dicht vor uns Feuer. Aber nicht nur wenige, sondern immer so zehn Schüsse knallten auf einmal. Zwei Mann hatte ich bei mir, und nun ging es Kehrt im Galopp zurück. Im Geknall und Gepfeife der Kugeln — wir hatten nicht bemerkt, daß wir hart an der feindlichen Schützenlinie waren — spritzt mir plötzlich Blut entgegen. Das Pferd von F. hat einen Schuß durchs Maul erhalten. Ständig galoppiren wir die Linie entlang, immer nur 50 bis 150 Meter davon entfernt. Etwa ein Bataillon lag dort. Bum, da keucht auch mein Pferd. Ein Schuß geht durchs linke Hinterbein. Noch 300 Meter, und ich wäre gerettet gewesen; aber dazwischen liegt noch ein Graben, und ich gebe mich verloren, weil ich nicht glaube, daß mein Gaul weiter kann. Die Kugeln schlagen rechts und links in den Boden ein, aber mein treues Roß galoppirt auf drei Beinen weiter, bleibt zurück, kommt aber bis zum Graben und springt. Im Sprunge hüpfe ich ab, ein Haus deckt mich vor den letzten Schüssen, ich bin gerettet. Resultat: alle drei Pferde haben Schüsse und sind unbrauchbar, wir müssen sie erschießen. Wir drei Männer sind unverwundet. Ich selbst habe noch einen Schuß durch den Mantel erhalten. Meine Meldung, daß wir feindliche Infanterie angetroffen, die in Schützengräben liege, ihre Ausdehnung usw. war sehr gut, und ich bin in den zwei Tagen zum besten Patrouillenreiter des Regiments geworden.

G.

Wie Husaren und Ulanen zwei französische Kavallerie-Brigaden vernichteten.

Wir ritten am 4. Oktober auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, wir: die . . .Ulanen und das Husaren-Regiment No. . . . Auf einmal kommt ein Meldereiter daher gejagt und bringt die Nachricht, daß 2000 Meter vor uns zwei feindliche Kavallerie-Brigaden, also doppelt so viel als wir, geschickt worden sind. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugweise auf. Und nun ging es im Galopp, die Lanze gefällt und den Säbel am Faustriemen am Arm, vorwärts. Du weißt nicht, wie hoch unsere Herzen schlugen! Ein jeder von uns wußte, was es heißt, gegen eine zweifache Uebermacht zu kämpfen. Dem Kameraden schnell noch einmal die Hand gedrückt, ein letztes stilles Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals geklopft und dann hurra drauf los! Die Trompete blies zum verstärkten Galopp. Bald waren wir in einer Thalmulde, dann ging's über einen Hügel und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu: wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf 100 Meter ruft unser Rittmeister: „Festsitzen!", auf 30 Meter sehe ich, wie unser Rittmeister seinen Revolver zieht: ein Krach und der Führer der französischen Reiterei sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgt: Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann; dazwischen krachen in Pausen Revolverschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachtmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp stürme ich mit zwei Kameraden zu ihm. Wir hauen ihn heraus und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem mit Blut getränkten Rasen. Unser Wachtmeister ist frei und weiter stürmen wir vorwärts. Die Lanzen haben die meisten von uns schon verloren, zumeist sind sie im Gegner stecken geblieben.

Mit dem Degen in der Faust geht es weiter. Eine unheimliche Wuth packt uns alle. Rache für die gefallenen Kameraden wollen wir nehmen. Schulter an Schulter geht es weiter über Menschen- und Pferdeleichen. Wir wissen nicht mehr, was wir thun, eine solche Wuth hat uns gepackt... Halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln? Zurück geht es im Fluge. Der Feind, noch ohne rechte Besinnung, jagt 50 Meter hinter uns her. Er stößt Hurrarufe aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen, und freut sich offenbar. Er hatte keine Ahnung, was Sekunden später mit ihm geschah.

Rechts neben uns ist eine Waldecke. Dort halten in Deckung — was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knattern ertönt und Mann für Mann mähen sie nieder. Wir machen Halt. Karabiner heraus und auch unsere Kugeln sausen zwischen die Feinde. Jetzt, wie sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reißen sie nach links aus. Keine 200 Meter von uns liegen zwei Kompagnien Infanterie, die nehmen sie in Empfang. Langsam aber sicher schießen deutsche Büchsen. Wir sehen, wie sich Männer und Rosse im Blute wälzen; für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen ist. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt. Diese halten dazwischen und hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt. Die sich uns zuwandten, fielen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das alles hat knapp eine Stunde gedauert. In dieser Spanne Zeit haben 3000 Feinde ihr Leben lassen müssen. Unheimlich sah es um uns aus. Wohin auch das Auge blickte, nichts als Todte und Verwundete, Jammern und Schreien. Schrecklich, schrecklich! Ich war fast ohne Besinnung.

Der Zahnarzt im Krieg.

In der Wiener Klinischen Wochenschrift behandelt Dr. Kraus die Stellung des Zahnarztes im Krieg. Er betont, daß die Verletzungen im Krieg mit denen im Frieden garnicht zu vergleichen sind. Es ergeben sich durch die Verwundungen im Krieg die unwahrscheinlichsten Vorkommnisse, die es dringend nöthig machen, daß auch der Zahnarzt es sich angelegen sein läßt, die Fortschritte der Chirurgie nutzbar anzuwenden, denn der Zahnarzt mit chirurgischer und zahntechnischer Bildung ist für den Berufschirurgen bei Verletzungen des Gesichts, der Kiefer und der Mundhöhle eine wichtige unterstützende Kraft, wie alle Chirurgen schon bei den Erfahrungen der letzten Kriege längst klar erkannt haben. Im amerikanisch-spanischen Kriege hat sich der Mangel an Zahnärzten sehr empfindlich fühlbar gemacht, sodaß die amerikanische Regierung nach dem Krieg sofort Militärzahnärzte ihrem aktiven Heeresstand einverleibte. Auch in Deutschland ist Vorsorge getroffen, daß eine größere Zahl von Zahnärzten für die kriegsärztliche Thätigkeit zur Verfügung steht.

Aus den Ausführungen des Dr. Kraus scheint hervorzugehen, daß bei Verbündeten in Oesterreich dies leider nicht in gleichem Maße der Fall ist, obwohl bei den so häufigen Kieferfrakturen es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß sie so schnell wie möglich in fachmännische Behandlung kommen, wenn nicht bei der Wiederherstellung des Verletzten Verunstaltungen und Funktionsstörungen entstehen sollen, die später schwer oder garnicht mehr zu korrigiren sind. Freilich ist auch die beste fachmännische Behandlung trotz der enormen und glänzenden Fortschritte und Erfolge der plastischen Chirurgie an bestimmte Grenzen gebunden, besonders ist es bei Verletzungen im Bereich des Gesichts und der Mundhöhle oft ganz unmöglich, aus dem Körper selbst den bestehenden Defekt mit Hilfe der Plastik auszugleichen. Dann bleibt nur die Prothese übrig, der künstliche Ersatz, mit deren Hilfe sich oft sehr gute Resultate erzielen lassen. Diesen Gebieten, dem der Chirurgie und der Prothese, muß der Zahnarzt schon im Frieden seine größte Aufmerksamkeit zuwenden, um im Krieg nicht nur als nützliches, sondern als unentbehrliches Glied des Sanitätswesens anerkannt zu werden.

Im Rücken der verbündeten Heere.

Der Geist des französischen Soldaten. — Deserteure und Apachen. — Plünderer im Civilrock.

Die nachstehenden Schilderungen, die den Geist der französisch-englisch-belgischen Truppen und der Bewohner von Nordfrankreich in neuem eigenartigen Lichte zeigen, stammt von einem vielgenannten Berichterstatter neutraler Blätter, dessen ausführlicher Brief den Weg über Paris—Lyon und die Schweiz genommen hat. Seine Angaben sind geeignet, Licht in die dunklen Vorgänge zu bringen.

Nach einem mehrfachen Besuch der von der Kriegsfurie am härtesten mitgenommenen Gebiete in Nordfrankreich bin ich gezwungen, einigen landläufigen Urtheilen über die Kämpfer und Nichtkämpfer auf Seiten der Verbündeten entgegenzutreten. Der Geist des Offizierskorps ist unzweifelhaft ein guter. Und wenn es auf dieses allein angekommen wäre, so dürfte manches unterblieben sein, was jetzt den Franzosen und Engländern ins Schuldkonto eingetragen wird. Desto schlechter aber ist der Geist der Soldaten, deren Offiziere unter diesem Geist mehr zu leiden haben, als sie es einzugestehen wagen. Es ist Geist vom Geiste des Volkes, über das jeder unbefangene Beurtheiler den Stab brechen muß. Wer da will, kann dem Volke mildernde Umstände zubilligen. Es ist das Opfer einer zügellosen und von verbrecherischen Instinkten geleiteten Presse geworden. Diese darf als der intellektuelle Urheber all der Schändlichkeiten angesehen werden, die auf französischem Boden nicht nur an deutschen Verwundeten und Gefangenen, sondern auch an Franzosen selber, und an diesen in weit größerer Zahl verübt worden sind, als gemeinhin bekannt ist. Eine Regierungsverordnung vom 1. August hatte die französischen Gefängnisse zu leichtfertig geöffnet. Man brauchte Menschenmaterial. Jeder, der unter die Soldaten wollte, war willkommen, auch wenn er noch so viel auf dem Kerbholz hatte. Selbst in franzosenfreundlichen Blättern Italiens hatte jene Verordnung, wie ich mich — ich war damals in Nizza — noch sehr wohl erinnern kann, den ungünstigsten Eindruck hervorgerufen. Aber Pariser Blätter belehrten uns, daß die moralisch Schiffbrüchigen nunmehr eine gute Gelegenheit hätten, mit patriotischen Akten Vergangenes vergessen zu machen. Niemand beklagt die nachgerade schrankenlos gewordene Zulassung verbrecherischer Elemente zum Heeresdienst mehr als die Offiziere. Bei Aire an der Lys sah ich einen [illegible] erst verzweifelt die Hände ringen. A[illegible] Morgen hatte er vier unsichere Kantonisten seines Artillerieregiments wegen Feigheit vor dem Feinde und Plünderung gefallener Kameraden zum Tode verurtheilt. Am Nachmittag wurden ihm weitere Fälle verbrecherischer Akte in einer Abtheilung gemeldet, die auf einen vorgeschobenen Posten gestellt worden war. Ich hörte, daß die Mehrzahl der Mannschaften dieses Regiments Südfranzosen wären, auf die man im Norden keine allzu großen Stücke hält. Man hat die italienischen Bewohner Südfrankreichs verdächtigt, keine Helden zu sein. Ich glaube aber, daß Paris viel schlechtere Elemente stellt. Ich stütze mich bei dieser Wahrnehmung auf Angaben zahlreicher Offiziere, die rückhaltlos schärfste Kritik an den Maßnahmen ihres Kriegsministeriums üben. In Frankreich muß ja irgendein Sündenbock für begangene Fehler gefunden werden. Herrn Millerand wird man, sowie es dem Heere schlecht ergeht, als Sündenbock vorführen. Das Uebel selber aber kann nicht mehr ausgerottet werden. Denn die Noth zwingt, ohne Rücksicht auf körperliche und moralische Befähigung für den Beruf, all und jeden einzustellen, der noch einen Schein von Wehrhaftigkeit aufweist. Auf diese Weise finden sich Gerechte und Ungerechte zusammengewürfelt. Naturgemäß leidet dabei der Geist des Heeres.

Sie werden sicherlich auch in deutschen Zeitungen gelesen haben, daß auf französischer Seite die Spionenfurcht grassirt. Sie ist zum großen Theil mit dem Vorhandensein der bezeichneten schlechten Elemente im Heere zu erklären. Der einzelne Mann kann noch so tapfer, noch so begeisterungsfähig sein. Wenn er aber glaubt, dem Kameraden neben sich, der entweder vor Ausbruch des Krieges hinter schwedischen Gardinen gesessen hatte oder lediglich wegen absoluten Arbeitsmangels sich in die Uniform zwängen ließ, Gefühle der Verachtung oder des Mißtrauens entgegenbringen zu müssen, so kann eine solche Stimmung nicht zur Erhöhung der Kampffreudigkeit beitragen. Innerhalb der letzten drei Wochen haben sich die Fälle von Fahnenflucht namentlich auf dem linken Flügel stark vermehrt. In Noyon traf ich eine Patrouille, die zwei Dutzend Deserteuren nachritt. Ich wurde um eine Wegerichtung befragt. Dabei kam ich ins Gespräch und erfuhr allerlei, was für den Geist des Piou-Piou bezeichnend ist. „Eigentlich ist es schade um die Zeit, die um die Gefangennahme dieses Gelichters verschwendet wird", erklärte mir der Patrouillenführer. „Es geschieht eigentlich nur der Autorität und Disziplin wegen. Besser wäre es schon gewesen, man hätte uns solche Kameraden nicht an die Seite gegeben." Die Verfolgung der Deserteure bereitet größte Schwierigkeiten, hörte ich weiter. Sie gehen in das erste beste zerstörte oder verlassene Haus, suchen sich einen Zivilanzug zu verschaffen. „Und dann . . . husch! . . . sind sie über alle Berge." Aber das wäre noch nicht mal so sehr vom Uebel. Im Zivilrock können sie rauben, plündern, brennen, morden und jede Wegelagerei treiben. Das Auge des Gesetzes wacht nicht mehr in den einsamen und verlassenen Dörfern. Die Gendarmerie ist anderswo derart in Anspruch genommen, daß jetzt für die Verbrecher die goldene Erntezeit gekommen ist. „Glauben Sie mir, mein Herr", erzählte mir der Patrouillenführer auf dem gemeinsamen Wege, „manch einer aus dem verwünschten Paris, aus dem die schlechte Gesellschaft kommt, hätte nicht im entferntesten daran gedacht, Vaterlandsvertheidiger zu werden, wenn er sich nicht gesagt hätte: hier hast du eine nie wiederkehrende Gelegenheit, dein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Solange wir auf freiem Felde in Baracken liegen, sind wir vor Ueberraschungen sicher. Sowie wir aber in eine größere Ortschaft mit einigen verwüsteten Häusern kommen, dann sind wir darauf gefaßt, daß uns wieder einige von den Kerlen abhanden kommen, die im bürgerlichen Leben keine Ehrenmänner sind. Selten rückt ein Einzelner aus. Es sind immer ganze Banden, die sich planmäßig zusammenthun. Manchmal möchte ich fast glauben, daß man in Paris noch nicht alle Apachen in den ersten Tagen des Krieges für immer beseitigt hat, und daß wir von diesen Plagegeistern heimgesucht werden, die der Schrecken des Heeres und der friedlichen Bürger in dem gleichen Maße geworden sind, wie sie sonst der Schrecken der Pariser sind."

Von der Arbeit der Hyänen des Schlachtfeldes und der Plünderer kann man sich in jeder verlassenen Ortschaft überzeugen. Da es ausgeschlossen ist, daß deutsche oder französische Heere in Häuser einbrechen, deren Besitzer vor Ankunft der Krieger geflohen sind, so ist nur die Annahme gestattet, daß Eindringlinge ihr verbrecherisches Handwerk ausüben, die sich die Situation zu Nutze machen. Kommen Gendarmen zufällig dazwischen, so geben sie sich, wie mir öfter erzählt worden ist, ganz dreist als Eigenthümer des betreffenden Hauses aus, in dem sie gewüthet haben. Kennt der Gendarm aber den wahren Eigenthümer, nun, so ergeben sie sich in ihr Schicksal oder erheben den Einwand, sie wären von dem Eigenthümer, der dort und dort seine Haut in Sicherheit gebracht habe, nach der verlassenen Stätte geschickt worden, um den einen oder den anderen Gegenstand abzuholen. Nicht selten setzen die Plünderer bisher unversehrte Häuser, nachdem sie ihre Beute zusammengerafft, in Brand. Auf solche Weise hat manch einsam gelegenes und von Freund und Feind bisher gleicherweise verschontes Schloß, mancher Edelsitz, manche Villa mit herrlicher Einrichtung in grauenhafter Verwüstung den Untergang gefunden. Die französische Regierung sollte die Verbrecherwelt besser im Auge behalten lassen, statt Schmähungen hinüberzuwerfen. Aber um die Räuber und Mordbrenner schärfer zu kontrolliren, gehört ein viel größeres Kontingent an Polizisten und Gendarmen, als es Frankreich jetzt zur Verfügung hat. Wir sind auf der Rückfahrt von Compiègne nach Paris wohl an die hundert Mal von Individuen von zweifelhaftem Aussehen angehalten und gebeten worden, diesen oder jenen Schmuck für ein Spottgeld zu kaufen. Es war uns ein leichtes, durch Fragen festzustellen, daß die „Händler" von dem wahren Werth der feilgebotenen Gegenstände auch nicht die geringste Vorstellung besaßen. Gleich hinter Chantilly lief uns ein heruntergekommenes Individuum mit aufgehobenen Armen entgegen. Wir mußten anhalten, weil er sich sonst hätte überfahren lassen. Dann reichte er mir ein Armband. „Von meiner Frau", wie er heulend betonte, „sie ist mir von den Boches geschändet und nachher getödtet worden." Ich fragte ihn nach der Bedeutung der eingravirten Buchstaben und Zahlen. Verlegenes Schweigen. Auf die Zeichen hatte er nie geachtet. Mein Nachbar öffnete die ihm für einen Louisd'or angebotene goldene Uhr, die ihre 500 Francs werth sein mochte, und las auf der Innenseite des Deckels eine Widmung. Auch von ihr hatte der vielbeschäftigte Plünderer noch keine Notiz genommen. Sollten wir ihn der Polizei übergeben? Wir hätten lange suchen müssen. Und dann die Scherereien. Schließlich kommt es auf einen Räuber mehr oder weniger in einem Gebiete wirklich kaum noch an, das von der Pariser Verbrecherwelt überfluthet ist, seitdem die friedliche Bewohnerschaft ohne Rast und ohne Ziel umherirrt.

Der neueste Bundesgenosse der Franzosen und der „Vettern" Deutschlands.

Mit Stolz veröffentlicht der Pariser „Matin" das Portrait des „Premierministers" von Uganda, des afrikanischen Negerstaates. Se. Exzellenz haben ihren Sonntagsvollbart umgeschnallt und haben im Schmucke dieses Toilettenstückes den Franzosen versichert — so berichtet wenigstens der „Matin" freudestrahlend —, daß sie das Kommando über 5000 Mann übernommen haben, um an ihrer Spitze für die „gute Sache" gegen die Deutschen zu kämpfen. Die Franzosen sind offenbar nicht wenig stolz auf diesen neuesten Förderer der französischen Kultur gegen den deutschen Barbarismus. Sie hat die Furcht vor den Folgen des Krieges, den sie heraufbeschworen haben, offenbar kindisch gemacht, und man kann mit ihnen nicht mehr rechten. Aber die Engländer! Schämen sie, die sich stets als die Vorkämpfer der weißen Rasse gebärdeten, gar nicht der